

Sonderdruck aus:

Osnabrücker Jahrbuch
Frieden und Wissenschaft
15 / 2008

Konflikte auf Dauer?

Rechtsradikalismus, Integrations-,
Europa- und Nahostpolitik

Herausgegeben vom Oberbürgermeister der
Stadt Osnabrück und dem Präsidenten der
Universität Osnabrück

V&R unipress

V&R unipress

Torsten Bewernitz, Münster
Andrea Nachtigall, Berlin

Vom multikulturellen Sozialarbeiter zum stillen Profi.

Soldatenbilder zwischen Kosovokrieg und
›Krieg gegen den Terror‹

I. Einleitung: Die mediale Konstruktion des Soldaten im Kontext von Krieg und Terror –

Am 31. März 2008 begann die Bundeswehr eine Werbetournee unter dem Motto »KarriereTreff Bundeswehr« in der Friedensstadt Münster, eine Woche später machte der Truck dieser Kampagne Station auf dem Domhof zu Osnabrück. Erklärtes Ziel dieser Tour durch die Bundesrepublik Deutschland war die Präsentation des ›Arbeitgebers Bundeswehr‹ insbesondere für junge Menschen. Auffällig an dem Werbekonzept war die Darstellung der Bundeswehr und der dazugehörigen Berufsfelder: Kriegs- und Kampfeinsätze im engeren Sinne kamen nicht vor, es ging in der Darstellung der Bundeswehr ausschließlich um technische und Sanitätstätigkeiten. Entsprechend stark wurde auch die Integration von Frauen in die Bundeswehr hervorgehoben, da diese für gewöhnlich für Friedfertigkeit und Fürsorge stehen – nicht für Krieg, Kampf und Tötungsbereitschaft.

Während in Kriegssituationen traditionelle Geschlechterrollen und -bilder wie kämpfende und beschützende Männer, hegende und pflegende Frauen, denen zudem die Rolle des prototypischen Opfers zukommt, vorherrschen, spielt diese Dichotomie in der *Werbestrategie* der Bundeswehr offenbar keine Rolle, da auch der Krieg keine Rolle spielt. Frauen *und* Männer werden hier in waffen- und kampfesfernen Bereichen gezeigt, der heutige Soldatenberuf hat mit dem ›klassischen Kämpfertypen‹ auf den ersten Blick nichts mehr gemein.

Die Werbekampagne der Bundeswehr ist nur ein Beispiel für das komplexe Zusammenwirken von ›Geschlecht‹ mit den Bereichen Krieg und Militär. Zahlreiche Analysen haben die Geschlechterdimensionen in kriegerischen und militärischen Kontexten nachgewiesen, kurz: Krieg und gewaltförmige Konflikte sind *gendered*, d.h. auf verschiedenen Ebenen mit Geschlecht verwoben.¹ Damit sind geschlechtsspezifische Auswirkungen

und Folgen von Krieg (z.B. von sexualisierter Gewalt) oder die unterschiedliche Teilhabe von Männern und Frauen im Kriegsgeschehen (z.B. der Zugang zu militärischen und politischen Institutionen oder die Berechtigung zur Gewaltanwendung) ebenso gemeint wie die Ebene der symbolischen und diskursiven Repräsentationen von Krieg und Frieden sowie des Militärischen, mit der wir uns hier beschäftigen. Die Untersuchungen zeigen: In Kriegszeiten dominieren stereotype Vorstellungen von ›kämpfenden Männern‹ und ›friedfertigen Frauen‹, wobei die Medialisierung dieses Verhältnisses bislang nur punktuell untersucht wurde. Wie *Gabriele Mordt* (2002) anschließend an *Jean Bethke Elsbtein* herausarbeitet, ist der Diskurs um Sicherheitspolitik und Krieg von vier klassischen Geschlechterbildern geprägt, die sich auch auf eine Analyse der Medien in Kriegskontexten übertragen lassen: *Soldat* und *Staatsmann* auf ›männlicher‹ Seite und *Schöne Seele* und *Kriegermutter* auf der ›weiblichen‹. Dabei repräsentiert die *Schöne Seele* den Schutzbedarf der kriegsfernen, sanftmütigen Frau, während den *Soldaten* seine leidenschaftliche Kampfbereitschaft auszeichnet.

Ausgehend von diesem ›Geschlechterensemble‹ beschäftigen wir uns in diesem Artikel mit den medialen Darstellungen von Soldaten und Soldatinnen im Kriegskontext.² Dazu betrachten wir zwei kriegerische Ereignisse, die in den letzten Jahren eine große Öffentlichkeit auf sich zogen und von medialen Aushandlungsprozessen begleitet wurden: den Kosovokrieg 1999 und den unmittelbar nach den Anschlägen des 11. September 2001 ausgerufenen ›Krieg gegen den Terror‹. Medien, diskurstheoretisch verstanden, liefern jedoch nicht einfach nur Fakten und bilden eine vorgängige Realität ab, sondern sie stellen selektive Deutungsangebote bereit, weisen Bedeutungen zu und produzieren, befestigen und verstetigen Meinungen, die einen Krieg als legitim oder illegitim erscheinen lassen. Die Anschläge des 11. September und der darauf folgende Krieg gegen Afghanistan berühren auch im deutschen Kontext zwei Jahre nach dem Kosovokrieg aufs Neue fundamentale Normen des Verständnisses von Krieg und Gewalt. Die Diskussion über die Legitimität militärischer Gewaltanwendung geht in eine neue Runde und gewinnt zugleich eine neue Qualität.³ Dabei sind den medialen Kriegsdiskursen funktionale Geschlechterkonstruktionen inhärent. Die Beschreibungen von Soldaten und Soldatinnen, die die Printmedien liefern, haben Auswirkungen auf die gesellschaftliche Wahrnehmung des Militärs. Es stellte sich die Frage, ob die kriegerischen Ereignisse, die wir untersuchen, auch jenes Bild des friedfertigen Soldaten implizieren, das der *KarriereTreff Bundeswehr* in Friedenszeiten nahelegt. Wir werfen damit ebenfalls die Frage auf, ob und inwiefern sich das Soldatenbild zwischen Kosovo- und Afghanistankrieg gewandelt hat: Werden Soldaten (und Soldatinnen) als Krieger dargestellt, entsprechend dem

klassischen Soldatentypus? Welche Diskurse von Männlichkeit und Weiblichkeit kommen dabei zum Tragen? Kommt es zu Veränderungen und Brüchen des Soldatenbildes in den Medien, gerade in dem Zusammenhang, dass die Bundeswehr seit 2001 auch Frauen an den Waffen zulässt?

Dabei ist besonders der Vergleich zwischen Kosovo- und Afghanistankrieg hilfreich, um von der Analyse eines einzelnen Ereignisses zu der Analyse einer Serie von Ereignissen zu kommen, die die Veränderung eines Diskurses über Geschlecht und Militär manifestieren könnte. Im Sinne eines *Foucaults*chen Diskursbegriffes kann es dabei nicht darum gehen, den untersuchten Printmedien ›Kriegstreiberei‹ oder ›Militarismus‹ vorzuwerfen, sondern die über-individuellen gesellschaftlichen Wissensordnungen in Bezug auf Geschlecht freizulegen, die dem Gesagten zugrunde liegen. Dennoch haben die implizit oder explizit präsentierten Geschlechterbilder eine gesellschaftliche Funktion für die Legitimierung von Militär und kriegerischer Gewalt, die wir im Fazit des vorliegenden Beitrags diskutieren.

Es ist davon auszugehen, dass auch in der massenmedialen Konstruktion des Soldaten die enge Verzahnung von Kriegsdiskurs und Männlichkeitsdiskurs offenbar wird. Tugenden wie Stärke, Härte, Entschlossenheit, Tapferkeit und Kameradschaft werden traditionell mit Männlichkeit assoziiert und gelten darüber hinaus als wesentliche Eigenschaften des Militärischen. Untersuchungen von Printmedien der Bundeswehr bestätigen, dass die Darstellung von Soldat und Soldatin sich weiterhin an den traditionellen Geschlechterstereotypen orientiert.⁴ Indem die Distanz von Frauen zum Militärischen symbolisch herausgestellt wird, erfährt die Gleichsetzung von Militär und Männlichkeit eine erneute Stabilisierung. Soldatsein bleibt, so werden wir zeigen, männlich.

II. Beispiel Kosovokrieg: Der Soldat, dein Freund und Helfer – Der Kosovokrieg markiert einen Bruch in der deutschen Geschichte. Zwar war die NATO-Intervention zwischen dem 24. März und dem 10. Juni 1999 nicht der erste Einsatz der Bundeswehr im Ausland – Kambodscha und Somalia gingen diesem voran –, jedoch handelt es sich um den ersten militärischen Auslandseinsatz. Dass dieser ausgerechnet in Restjugoslawien stattfand, evozierte durchaus Kritik. Nahe liegend war der Vergleich mit der Wehrmacht – die Debatte um die Ausstellung *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht von 1941 bis 1944* fand nahezu parallel statt. Andererseits wurde der Vergleich mit dem Zweiten Weltkrieg, insbesondere mit Auschwitz als Symbol für die Vernichtung von 6 Millionen Juden, zum Legitimationsargument,⁵ bekannt wurde der Ausspruch des damaligen Außenministers *Joschka Fischer*: »Ich habe nicht nur gelernt ›Nie wieder Krieg‹, sondern auch ›Nie wieder Auschwitz‹.«⁶ Gleichzeitig löste

der Kosovo-Konflikt eine grundsätzliche Debatte um die Rolle des europäischen Militärs aus, das, so die Printmedien unisono, auf diesen Konflikt nicht vorbereitet gewesen sei. Was sich später unter dem Einfluss der Anschläge vom 11. September 2001 konkretisierte, wurde hier bereits vorformuliert: Europa habe ein gemeinsames Bedürfnis nach (militärischer) Sicherheit und Verteidigung, gleichzeitig aber auch eine bedrohte Kollektividentität. Die Bedrohung manifestiert sich hier nicht durch einen religiösen Fundamentalismus, sondern durch einen als archaisch beschriebenen Nationalismus der BewohnerInnen des Balkans.

a. Zwei Typen deutscher Soldaten: »Haudegen« und »großer Bruder« – Neben einer amorph bleibenden Masse deutscher Soldaten präsentieren die Medien ranghohe Militärs der Bundeswehr, deren Eigenschaften primär dem traditionellen, männlich konnotierten Soldatenbild entsprechen. Sie sind »Haudegen«⁷ mit martialischen Hobbies (etwa Waffensammlungen und Gewaltmärschen) und haben Erfahrung in militärischen Einsätzen. Durch Anleihen an großes Hollywood-Kino wird an kollektive Wissensvorräte angeknüpft: Die Soldaten sind »Starfighter-Piloten«, »absolute Flieger-As[se]« und »Top-Gun Pilot[en]«.⁸ Dabei wird hervorgehoben, dass die dargestellten Offiziere zumeist in den USA gedient haben, damit primär dem Stereotyp eines US-Soldaten zugerechnet werden und zumeist in der Luftwaffe tätig waren.

Laut *Frank J. Barrett*⁹ kommt insbesondere der Flieger »der Verkörperung des Ideals hegemonialer Männlichkeit am nächsten«: Der Flieger repräsentiert in der Berichterstattung einen klassischen Soldatentypus, der darüber hinaus mit den USA assoziiert wird. Die führenden Offiziere werden als Militärexperten präsentiert, die über ein immenses Fachwissen verfügen. Befehlshaber und Planer in dem Konflikt erscheinen als eine Hybridform aus Soldat und Politiker, die aufgrund rationaler, strategischer Planung dem Typus des Staatsmanns näher ist – entsprechend betonen die Medien häufig auch intellektuelle Fähigkeiten.

Von der Darstellung ranghoher Bundeswehroffiziere hebt sich die Konstruktion des »normalen« deutschen Soldaten deutlich ab, dieser agiert vorrangig *emotional* und ist mit dem Herzen dabei. Als klassisch soldatische Eigenschaften werden lediglich Opferbereitschaft und der empathische Bezug der Bevölkerung zu den Soldaten des eigenen Staates herausgestellt. Berichte über die Bundeswehr beziehen sich nahezu durchgängig auf die in Mazedonien stationierten Truppen, die mit der Versorgung von Flüchtlingen betreut sind – in Kooperation mit zivilen Organisationen. Beliebte ist das Motiv des (beschützenden) »großen Bruders«, der deutsche Soldat in friedlicher Interaktion mit Kindern:

»In seiner knappen Freizeit spielt der Hauptgefreite [...] mit den Flüchtlingskindern Frisbee, oder er bringt ihnen das Zählen von eins bis zehn auf deutsch und englisch bei. ›Die Kinder lernen unglaublich schnell«, sagt der Soldat aus Schneeberg bei Chemnitz. [...] In Tetovo legten Bundeswehr-Soldaten zusammen, um Süßigkeiten zu kaufen. Und aus alten Bettgestellen zimmern sie provisorische Schaukeln und Klettergerüste.«¹⁰

Deutsche Soldaten wirken mitfühlend und großzügig: »Wenn man all diese Not und dieses Elend sieht, dann kann man einfach nur sagen: Ich helfe gern«, so ein Obergefreiter.¹¹

Auffällig ist bei der Darstellung deutscher Soldaten zudem die Betonung ihrer Jugend und der *Freiwilligkeit* und Leidenschaft ihres Einsatzes: Oft wird hervorgehoben, dass es sich um eine Vielzahl Wehrpflichtiger handle, die ihre Dienstzeit verlängert hätten, um an dem Einsatz teilnehmen zu können. Das mediale Bild des deutschen Soldaten entspricht einem großen, kumpelhaften Bruder mit pädagogischem Auftrag, der sich als Freund und Helfer geriert. Zum Töten oder für einen bewaffneten Kampf mit dem Zweck, dem Gegner größtmöglichen Schaden zuzufügen, ist er nicht geeignet. Vereinzelt wird der deutsche Soldat auch als verweichlicht dargestellt, was einer Feminisierung gleichkommt. So sei es ein Fehler gewesen, deutsche Soldaten in Tetovo einzusetzen, nicht nur aufgrund der besonderen Gefährdung, sondern auch, weil dort die »Infrastruktur und die Unterkünfte schlecht« seien.¹²

b. Die Bundeswehr als gewaltfreie Armee: ›Zivildienst in Flecktarn‹ – Obwohl deutsche wie US-amerikanische Soldaten während des Kosovokrieges im Kampfeinsatz waren, erwähnen die Medien den Kernbereich des Einsatzes betreffend nur amerikanische Streitkräfte. Zwar weist die Bild-Zeitung mehrfach darauf hin, dass »die Deutschen als erstes ran«¹³ müssten, berichtet jedoch kaum von Soldaten im tatsächlichen Kampfeinsatz. Entsprechend ist der deutsche Soldat nicht als Krieger dargestellt: Seine Intention ist nicht Vaterlandsverteidigung, sondern humanitäre Hilfe, er steht, wie Joschka Fischer »nicht ohne Pathos verkündet, [...] an der Seite der ältesten Demokratien«.¹⁴

Da kaum militärisch, sondern ›zivil‹ und friedlich konstruiert, wirkt der deutsche Soldat durch die Kriegssituation besonders gefährdet. Als Sanitäter und Flüchtlingshelfer ist er auf den Schutz internationaler, vorrangig US-amerikanischer Soldaten angewiesen. So bildet die Sorge der Angehörigen um sein Leib und Leben einen Schwerpunkt der Berichterstattung. Sich dieser Gefahr bewusst, übernimmt der deutsche Soldat Verantwortung für seine Kameraden – eine Eigenschaft, die er mit dem traditionellen Soldaten

gemeinsam hat. Die mögliche Gefährdung des Soldaten ist zudem einer der bestimmenden Gründe, warum Bodentruppen in der gesamten Medienlandschaft abgelehnt werden. Die bewusst hervorgehobene Sorge mischt sich mit dem Gefühl des Stolzes, der sich nicht aus einem nationalistischen »Hurra-Patriotismus«¹⁵ ableite, sondern aus der humanitären Begründung für das militärische Eingreifen.

Bei der Konstruktion des deutschen Soldaten als Flüchtlingshelfer (Aufbau von Flüchtlingscamps, Grundversorgung mit Kleidung, Decken, Nahrung und Wasser) ist das »Mitleid« mit den kosovo-albanischen Flüchtlingen von entscheidender Bedeutung. Diese, symbolisiert und visualisiert durch »Frauen-und-Kinder«,¹⁶ spielen für die moralische Legitimation des Militäreinsatzes eine den verschleierten Frauen im Afghanistankrieg vergleichbare (Opfer-)Rolle. Der Einsatz der Bundeswehr spielt sich hauptsächlich in den kosovo-albanischen Flüchtlingslagern ab – jedoch nicht nur, um den Not leidenden Menschen vor Ort zu helfen, sondern explizit auch, um »Flüchtlingsströme« nach Westeuropa zu verhindern.¹⁷

Das in den Printmedien beschriebene Bild des deutschen Soldaten während des Kosovokrieges unterscheidet sich – von den »alten Haudegen« abgesehen – von dem des Zivildienstleistenden in der Tat nur noch durch das Tragen einer Uniform, der militärische Einsatz wird zum »Zivildienst in Flecktarn«.¹⁸ Dabei wird der deutsche Soldat mit einem Polizisten, Feuerwehrmann oder Helfer des THW gleichgestellt. Zugespitzt formuliert, ist der deutsche Soldat während des Kosovokrieges kein Soldat, sondern aufgeklärter Zivillist: Er erfüllt keine Pflicht, sondern ist einem freiwilligen Engagement verpflichtet, das weder an seine Staatsbürgerschaft noch an sein Geschlecht gekoppelt ist, sondern allein an sein humanistisches Ethos.

Insgesamt impliziert die mediale Inszenierung des deutschen Soldaten Harmlosigkeit, nur wenige Eigenschaften wie Einsatzbereitschaft, Verantwortungsbewusstsein und Kameradschaft verbinden ihn mit dem traditionellen Soldaten. Das Bild des heroischen, kämpfenden Soldaten ist offenbar in der deutschen Bevölkerung 1999 nicht gewollt. Augenscheinlich wird dies in der Ablehnung des Vorschlages des früheren Generalinspektors der Bundeswehr, General *Klaus Naumann*, einen Tapferkeitsorden für die Bundeswehr einzuführen.¹⁹ Während die Selbstdarstellung der Bundeswehr durchaus auf das traditionelle Soldatenbild rekurriert,²⁰ erwartet die Öffentlichkeit humanistische und weltoffene Helfer und »keine Kämpfer für das Vaterland«.²¹ Die Vaterlandsliebe, die als Bedingung des Soldatseins ausgemacht wird,²² wird jedoch unter umgekehrten Vorzeichen wieder eingeführt: Die Soldaten, »die in einem anderen Land Erfahrungen gesammelt haben«, nehmen diese »als Staatsbürger und in ihren Beruf« mit. Daraus lerne man »die Sicherheit, die Rechtsstaatlich-

keit, die Freiheit unseres Landes viel besser schätzen«. ²³ Vaterlandsliebe ist nicht mehr die Intention des Soldaten, sondern sie entsteht aus der (neuen) soldatischen Tätigkeit.

c. Soldatinnen – too sexy for the Bundeswehr? – Soldatinnen werden in der Berichterstattung über den Einsatz in und um das Kosovo kaum erwähnt, obwohl parallel dazu die geforderte Öffnung der Bundeswehr bereits kontrovers diskutiert wird. Trotz des spezifischen, ›soften‹ deutschen Soldaten mit seinen entsprechend wenig militärisch wirkenden Aufgaben zweifeln die Medien die Fähigkeiten der Soldatinnen regelmäßig an. Die Bild-Zeitung stellt die Frage: »3000 Männer und 19 Frauen – geht das gut?« ²⁴ Soldatinnen werden als Gefahr für die Tauglichkeit der Truppe konstruiert und allein in waffenfernen Bereichen verortet. Sie leisten offenbar nur medizinisch-pflegerische oder reproduktive Hilfstätigkeiten, schneiden z.B. nach Feierabend den männlichen Kameraden die Haare. ²⁵ Im Wesentlichen bleiben sie passiv. Die Bild-Zeitung benennt Soldatinnen relativ häufig. Hier kommt es zu einer Verknüpfung mit den Themen Begehren und Sexualität: In dem Porträt einer in Mazedonien stationierten Stabsunteroffizierin wird diese als Ehefrau (»Für den Gatten ein Gute-Nacht-Kuss per Handy«), Zahnarthelferin und Schönheit (»Natürlich werden wir Frauen von den Männern viel beachtet. [...] Ich finde es aber toll, wenn mir ein Mann nachschaut!«) präsentiert. ²⁶ Die soldatische Berufsqualifikation bleibt unsichtbar, stattdessen werden ›private‹ Funktionen herausgestellt. Es dominieren Bilder der Fürsorge sowie äußerlicher Attraktivität. Damit einhergehend werden Soldatinnen mit Harmlosigkeit und nicht mit Tötungsbereitschaft, Kampf und Waffen assoziiert. Die typisierenden Darstellungen der Printmedien intendieren trotz der weichen Beschreibung des neuen Soldatentypus tendenziell eine Undenkbarkeit der (kämpfenden) Soldatin, denn Soldatsein *und* eine vermeintlich ›weibliche Identität‹ scheinen sich gegenseitig auszuschließen.

Der neue Soldat bleibt, auch wenn sich sein Bild zunehmend ausdifferenziert hat, männlich.

III. Beispiel Afghankrieg: Der Soldat, ein stiller Profi, kein Rambo – Die Ereignisse des 11. September legen den Grundstein für eine weitere Debatte über die Rolle der Bundeswehr. Mit Bezug auf eine dramatisierte Bedrohungslage durch den ›internationalen Terrorismus‹ wird das Überdenken alter Maximen und ein Neuausloten der Aufgabenfelder gefordert. Dreh- und Angelpunkt der medialen Diskussion ist erneut die Frage nach einer Beteiligung deutscher Soldaten an Kampfeinsätzen: »Die Lage ist gespannt. Müssen Soldaten der Bundeswehr demnächst in Afghanistan und anderswo schießen?« ²⁷ Die FAZ spricht von einer »neuen Wirklich-

keit« und »ungeahnten Herausforderungen« für das deutsche Militär.²⁸ Wehrhaftigkeit und Kriegsfähigkeit der Bundeswehr werden positiv im Sinne von unausweichlich besetzt, denn es gehe darum, Deutschlands ›Zukunftsfähigkeit‹ zu sichern. Im Gegenzug wird an das Bild eines negativen Drückebergertums appelliert: In Deutschland habe lange genug »Scheckbuchdiplomatie« und »Stillhalte-Pragmatismus« vorgeherrscht, während »andere die Kohlen aus dem Feuer holten«.²⁹ Passive Zurückhaltung bzw. Nicht-Kämpfen werden als »taktlos« zurückgewiesen und weiblich konnotiert, denn Deutschland könne nicht nur die »Heimatfront« übernehmen und das Kämpfen anderen überlassen.³⁰ Betont wird jedoch auch, dass herkömmliche Vorstellungen von kriegerischen Schlachten überholt seien: Heute gehe es »nicht mehr um Panzerschlachten, sondern um Kriseninterventionen wie auf dem Balkan und um die professionelle Abwehr von Terroristen und anderen nichtstaatlichen Aggressoren.«³¹ Auch hier taucht der Begriff ›Krieg‹ nicht auf.

a. *Abschied vom ›guten alten Bundeswehrbeamten‹, willkommen KSK*
— In diesem Spannungsfeld möglicher neuer Aufgabenbereiche der Bundeswehr werden verschiedene Typen von Soldaten konstruiert. Auf der einen Seite ist spöttisch die Rede vom »guten alten Bundeswehrbeamten«, der behäbig in seiner Kaserne sitzt: »Ihnen wäre nicht unlieb, die Bundeswehr könnte weiterhin ein bisschen Behörde sein, ein bisschen Spedition, ein bisschen Abschreckungsmacht, ein bisschen Abenteuer Spielplatz.«³² Diesem wird ein bis dato unbekannter Typus gegenübergestellt, der die Berichterstattung im Folgenden dominiert: das *Kommando Spezialkräfte* (KSK). Die Elitesoldaten des KSK werden in den Medien als heroische Kämpfer eingeführt, die unter Einsatz ihres Lebens die gefährlichsten Kriegsverbrecher zur Strecke bringen. Dass das KSK dabei auf der Seite der Guten steht, machen nicht nur Artikel-Überschriften wie *Gegen das Böse kämpfen*,³³ sondern auch der Rekurs auf Frauen- und Menschenrechte deutlich.³⁴ Die Missachtung von Frauenrechten (durch die Taliban) sowie gewalttätige sexuelle Übergriffe gegen Frauen (im ehemaligen Jugoslawien) werden dabei ausschließlich als Charakteristikum des Feindes konzipiert,³⁵ was im Gegenzug die Ritterlichkeit und moralische Überlegenheit der eigenen Kämpfer betont. Während der Gegner Frauenrechte verletzt, wird der deutsche Soldat zum Retter und Beschützer der Frauen.

Nicht ohne Stolz wird in den Medien hervorgehoben, dass sich die Bundeswehr für ›Spezialoperationen‹ gerüstet habe. Lange Zeit seien diese vor allem von Amerikanern, Briten und Franzosen durchgeführt worden, nun stehe das KSK »in einer Reihe mit den Eliteeinheiten der westlichen Welt« und sei bei Übungen »schon selbstverständlich dabei«.³⁶ Die Entwicklung wird als Aufstieg in die oberste Liga und zugleich als internatio-

naler Standard gewertet. Deutschland wird zum ›gleichberechtigten Partner‹ auf dem Parkett der internationalen Politik.

b. Die Bundeswehr als Spezialeinheit: Profis mit Profil — Der Typus des KSK-Spezialisten stimmt in weiten Teilen mit dem Bild des klassischen Soldaten überein. Neben der Betonung von Einsatz- und Opferbereitschaft sind Stärke und die Fähigkeit zum Kämpfen deutlich ausgeprägt. Die Aufnahmeprüfung sei »das Härteste, was man Menschen in einer Demokratie abverlangen darf«, so der das KSK kommandierende Brigadegeneral *Reinhard Günzel*.³⁷ Muskelkraft ist dabei nur eine der gefragten Eigenschaften: Neben extremer Fitness sollen die Kandidaten vor allem psychische Stabilität demonstrieren; KSK-Soldaten seien »überdurchschnittlich intelligent, leistungsorientiert, körperbetont, physiologisch andersartig«. ³⁸ Nach bestandener Prüfung werden sie Teil einer eingeschworenen, geheim agierenden Gemeinschaft, vereint von der Gewissheit, »dass sie die besten Soldaten Deutschlands sind«. Die Berichterstattung über die »Helden auf Abruf«³⁹ ist von Stolz geprägt, Kritik, insbesondere an der fehlenden parlamentarischen Kontrolle, findet sich kaum.

Der moderne Soldat wird darüber hinaus zum abstrakten ›Spezialisten‹. Gewaltanwendung ist in steigendem Maße von der Beherrschung des Einsatzes innovativer Technologien abhängig, die z.T. den Kampf ›Mann gegen Mann‹ ersetzt: Elitesoldaten sind Hightech-Soldaten, die über modernstes Fernmelde- und Navigationsgerät sowie teuerste Waffensysteme verfügen, berichtet *DER SPIEGEL*.⁴⁰ Als zukünftige Aufgaben werden neben der Kriegsverbrecherjagd vor allem die »professionelle Abwehr von Terroristen« und Befreiung von Geiseln angeführt: »*Hit and run*« heißt das Aufgabenprofil. Die beschriebenen Handlungsfelder ähneln mehr einem Polizeieinsatz zur Verbrechensbekämpfung als einem Kriegseinsatz. Der KSK-Soldat wird als ›Polizist im Ausland‹ präsentiert.⁴¹

Dem Soldatenbild des ›Staatsbürgers in Uniform‹ folgend, wird auch die rechtliche und gesellschaftliche Legitimität des KSK betont. »Die Bilanz, mehr aber noch die Legitimation durch die Gerichtsurteile bestärkten die Soldaten in ihrer Haltung, ›bei den Guten zu sein, um gegen das Böse zu kämpfen«.«⁴² Der medial präsentierte Soldat ist nicht nur Teil einer Spezialeinheit, sondern zudem ein denkendes und fühlendes Individuum, das über Eigenständigkeit, Intelligenz, Gerechtigkeitsempfinden und moralische Urteilskraft verfügt. Er stellt sein Handeln in den Dienst des Gemeinwohls, was auch ›persönliche Opfer‹ wie den Verlust einer festen Beziehung erfordert.⁴³ Die Truppe ersetzt Freunde und Familie. Trotz dieser Entbehrungen und des Risikos um Leib und Leben will niemand die Einheit verlassen, so wird betont,⁴⁴ was einen hohen Identifizierungsgrad sowie treue Kameradschaft impliziert.

Das traditionelle Bild des mutigen Kämpfers für die gerechte Sache wird um eine zusätzliche Dimension ergänzt, die wesentlich für die Konstruktion des deutschen Soldaten ist: das Bild des gemäßigten und vernünftigen Soldaten, der Gewalt *eigentlich* scheut und nur im Notfall anwendet. Der KSK-Soldat zeichnet sich durch eine »Balance zwischen Aggressivität und kontrolliertem Handeln«⁴⁵ aus. Zentral für diese Verquickung von *Gewaltbereitschaft* und *Gewaltbegrenzung* ist wie schon im Kosovokrieg die Abgrenzung von dem Bild des US-amerikanischen (Hollywood-)Soldaten: »Polternde Rambos sind in der Truppe nicht erwünscht«. Gefragt ist stattdessen der »stille Profi«,⁴⁶ der dennoch das Risiko und die Gefahr nicht scheut. Der US-amerikanische Soldat wird im Gegenzug als eine übertriebene Version des Soldaten präsentiert, der gleichsam naturgegeben über Todes- und Tötungsbereitschaft verfügt. Mitgefühl, Intelligenz und eine moralische Legitimität seines Handelns fehlen dem US-amerikanischen Soldaten.⁴⁷ Die Darstellung als zäher Nahkampfprofi greift auf archaische Vorstellungen eines Kampfes ›Mann gegen Mann‹ zurück.

In Abgrenzung zu der Figur des US-Soldaten gewinnt der deutsche Soldat an Profil. Der deutsche KSK-Soldat muss das Töten erst lernen – so lässt sich die Aussage formulieren, die der medialen Berichterstattung zugrunde liegt. So wird betont, dass nur durch ein spezielles Training und Aggressionsaufbau die »Tötungshemmung«⁴⁸ – die damit als grundlegende Eigenschaft vorausgesetzt wird – überwunden werden kann. Deutschland könne nur wenige Soldaten für den Kampf gegen den Terrorismus bereitstellen, weil die Heimkehrer aus dem Balkan-Einsatz zunächst ein Programm absolvieren müssen, das sie »nach dem polizeiähnlichen Friedensdienst wieder auf Schießkrieg und aggressives Kämpfen« umpolen soll.⁴⁹

Dass der deutsche Soldat darüber hinaus ausschließlich männlich und heterosexuell gedacht wird, zeigen die Verweise auf die *Ehefrauen* der Soldaten, die sich um ihre Männer sorgen und im Falle des KSK nicht einmal wissen dürfen, ob diese zum Manöver oder zum Einsatz aufbrechen. Implizit wird das klassische Bild der aufopferungsvollen Soldaten-Ehefrau aufgerufen, die ihrem Ehemann die Treue hält und seine Tätigkeit von Zuhause aus moralisch unterstützt.

Die heldenhafte Bereitschaft des deutschen Soldaten, sein Leben in einem Kampfeinsatz zu riskieren, offenbart auch die Kehrseite der Medaille. Durch die Betonung der Risiken und Gefahren für deutsche Soldaten wird das Bild als Beschützer um eine feminisierte Komponente erweitert. Deutlich wird die Konstruktion des Soldaten als gefährdet und verletzbar: Der Soldat wird zum Beschützer und Schutzbedürftigem zugleich – jedoch ist der soldatische ›Heldentod‹ auch Bestandteil des traditionellen Soldatenbildes.

c. *Der Soldat als Friedensstifter, Sozialarbeiter und Frauenrechtler* — Nachdem Kabul von der Nordallianz eingenommen wurde und sich ein Ende des Krieges abzeichnete, rückt ein anderer Soldatentypus in den Mittelpunkt der Berichterstattung: der deutsche Soldat als humanitärer Helfer, wie er bereits im Kosovokrieg konsensfähig wurde. Während zuvor in erster Linie Kriegsverbecher- bzw. Terroristenjagd als Aufgaben deutscher Soldaten benannt wurden, erfährt das Aufgabenspektrum jetzt eine auffällige Verlagerung. Im Mittelpunkt stehen zivile Hilfen wie die Rettung hungernder Menschen und der Wiederaufbau. Der militärische Einsatz wird eingebettet in ein Gesamtkonzept: »Um Ordnung zu schaffen in vergessenen Weltgegenden, müssten Diplomaten, Entwicklungshelfer und Soldaten Hand in Hand arbeiten«. ⁵⁰ Das Bild des (möglicherweise) kämpfenden deutschen Soldaten verschwindet wie schon im Kosovokrieg hinter dem des Entwicklungshelfers und Diplomaten. Eine starke Symbolik aus den Bereichen Frieden und Fürsorge begleitet seine Konstruktion als ›Sozialarbeiter in Uniform‹. ⁵¹ Dieser erweist sich in der medialen Darstellung vor allem als Überbringer von Menschen- und Frauenrechten, wie durch zahlreiche Verweise auf die Situation der Frauen unter den Taliban suggeriert wird. Die ›Befreiung‹ der afghanischen Bevölkerung bzw. die Wiederherstellung von Frauenrechten wird zum zentralen Motiv der verspäteten Kriegsbegründung. ⁵² Parallel dazu offerieren die Medien Bilder entschleierter Frauen, die ihre *Burka* hochklappen und freudig in die Kamera lächeln. ⁵³ Die Konstruktion der islamischen Frau als Opfer evoziert das Bild des soldatischen Beschützers – und umgekehrt. Die Eroberer werden als »Helden, die ein mittelalterliches Zwangssystem endlich verjagt hatten«, gefeiert. ⁵⁴ Auch die amerikanische Kriegführung erhält vor diesem Hintergrund eine moralische Legitimation. Die Militäraktionen erscheint gleichfalls als Voraussetzung für die Schaffung von Frieden und ›Zivilisation‹ durch deutsche Soldaten.

d. *Soldatinnen: Sanitäterin und Friedensbotin* — Soldatinnen spielen im Kontext des Afghanistankrieges keine Rolle, auch wenn die Öffnung der Bundeswehr zu diesem Zeitpunkt bereits formal vollzogen war. In den seltenen Fällen, wo sie Erwähnung finden, werden sie im Kontext weiblich konnotierter Aufgabenfelder verortet. Eine explizite Nennung von (deutschen) Soldatinnen geschieht im Kontext des laufenden Balkan-Einsatzes, der als Friedensmission gedeutet wird: »Mehr als 7000 Männer und Frauen sichern den fragilen Frieden«. ⁵⁵ Ebenfalls werden Frauen im Militär dann ausdrücklich benannt, wenn es um den Sanitätsdienst geht. ⁵⁶ Fotos verstärken den Eindruck, dass Frauen in der Bundeswehr ausschließlich in kampfesfernen Bereichen tätig sind, obwohl noch bis zum 11. September regelmäßig alle Medien über die Öffnung der Bundeswehr für Frauen

berichteten: Wurden zuvor auch Soldatinnen an der Waffe abgebildet,⁵⁷ zeigen die Fotos nach dem 11. September diese nahezu ausschließlich als Sanitäterinnen.⁵⁸ Diese Fotos bilden einen auffälligen Kontrast zu den zahlreichen Bildern, die schwer bewaffnete KSK-Soldaten in Kampfmontur beim Einsatz präsentieren. Die beiden Bildmotive rekurren auf die klassische Geschlechterdichotomie vom ›kämpferisch-aggressiven Mann‹ und der ›friedfertig-fürsorglichen Frau‹. Durch die arbeitsteilige Verortung von Soldat und Soldatin wird Kampfbereitschaft als exklusiv männlicher Raum markiert.

IV. Fazit: Der Bundeswehrosoldat – (K)ein Kämpfer? – Kampf und Krieg sind umkämpfte Begriffe, wie die ambivalente Konstruktion der Bundeswehrosoldaten im Vergleich zwischen Kosovo- und Afghanistankrieg gezeigt hat. Im ersten Fall war die Darstellung des deutschen Soldaten nicht die von Kriegern, sondern von humanitären Helfern, der NATO-Einsatz eine ›humanitäre Intervention‹. Der deutsche Soldat divergiert vom klassischen Soldatenbild, womit der Kosovokrieg in zweifacher Hinsicht zu einem Ereignis unter paradigmatischen Vorzeichen wird. Auf nationaler Ebene wird das klassische Soldatenbild erst wieder denkbar, auf internationaler Ebene wird eben dieses gebrochen durch einen neuen Soldatentypus. Welche der beiden Diskurspositionen sich durchsetzt bzw. wie diese miteinander in Interaktion treten, wird im Vergleich mit der Konstruktion des Soldaten im Afghanistankrieg deutlich.

Der Kosovokrieg eröffnete im Kontext der Balkankriege der 1990er Jahre eine neue Sagbarkeit: die des ›Friedenseinsatzes‹, der einer deutschen bzw. europäischen Identität nach Ende des Kalten Krieges offenbar angemessener erschien. Einem deutschen Staat, der sich als geläuterte Gemeinschaft konstituiert, waren vaterlandsliebende, aggressive Soldaten kontraproduktiv. So konstituierte sich über die Definition des deutschen Soldaten als friedfertig und demokratisch nicht nur ein differenzierteres Soldatenbild, sondern auch eine nationale Identität. Dieses Soldatenbild ist für die Legitimierung des Auslandseinsatzes relevant, denn die Definition militärischer Aufgabenfelder als zivil vermag das gebrochene deutsche Verhältnis zum Militärischen zu kitten. Jene in den Medien präsentierten unsoldatischen Soldaten bieten sich zur Identifikation an. Es herrscht in den untersuchten Medien weitgehend Konsens darüber, dass der Auslandseinsatz legitim und notwendig war.

Bereits während des Kosovokrieges deutete sich an, dass mit dem neuen Soldatenbild das traditionelle, männlich konnotierte Soldatenbild nicht verworfen wurde: Darauf verweisen anklagende Darstellungen der Verweichlichung bzw. Feminisierung deutscher Soldaten ebenso wie die stetig wiederholte Betonung einer Notwendigkeit europäischer Eigenständigkeit

in Verteidigung und Sicherheit. Auch der ›Zivildienstler in Flecktarn‹ stimmt noch mit dem traditionellen Soldaten überein: Er engagiert sich aktiv, wenn auch nicht mit der Waffe, er beschützt, wenn auch nicht nur sein ›Volk‹, er opfert sich, wenn auch nicht für die Nation, sondern für die Menschheit, er agiert emotional und nach wie vor kameradschaftlich.

Nicht mehr nur ›Friedenseinsätze‹, sondern auch Verteidigung und Schutz des eigenen Landes vor ›internationalem Terrorismus‹ werden seit dem 11. September als neue Aufgabenbereiche deklariert. Die Wehrfähigkeit der deutschen Nation steht auf dem Prüfstein. Diese wird unmittelbar mit Militär, Technologie, Waffengewalt und der Fähigkeit zu Kämpfen des einzelnen Soldaten verknüpft. Vor diesem Hintergrund kristallisiert sich im Kontext des Afghanistankriegs ein neuer Typus Soldat heraus. Der KSK-Soldat, der 1999 noch keine Rolle spielte, entspricht in weiten Teilen der Konstruktion des klassischen Soldaten als Beschützer und Kämpfer: heldenhaft, stark und mutig, in seiner Gewaltausübung kontrolliert und rational. Es kommt zu einer paradoxen Bewegung: Der KSK-Soldat wird als neuer Soldatentypus hervorgebracht, aber zugleich als Ausnahme konstituiert. Als Sonderfall bestärkt der kämpfende KSK-Soldat das Bild der friedentiftenden Bundeswehr. Der ›normale‹ Bundeswehrsoldat engagiert sich weiter in Bildungsarbeit, Wiederaufbau und Frauenförderung.

Was noch vor einigen Jahren unter dem Stichwort ›Militarisierung‹ kritisiert wurde, ist heute kein Thema mehr. Die Bundeswehr ist als internationaler Krisenakteur anerkannt. Eine militärische Antwort auf den internationalen Terrorismus wird nicht ausgeschlossen, sondern als letztes Mittel oder Teil einer arbeitsteiligen Gesamtstrategie favorisiert. Während die USA für ein ungezügelt, machohaftes Losschlagen stehen, profiliert sich der deutsche Soldat als gemäßigter, demokratischer und intelligenter. Kriegführung wird zu einem weltweiten, arbeitsteiligen, aber durchaus militärisch geprägtem Polizeieinsatz. Der in der Berichterstattung hofierten Alltagsfigur des Polizisten oder Feuerwehrmannes haftet nichts Bedrohliches an. Die Entsendung in ferne Einsatzgebiete erscheint unproblematisch. Die Entwicklung der Bundeswehr von einer Verteidigungs- zur Interventionsarmee wird als unausweichlicher Prozess des Erwachsenwerdens metaphorisiert. Dabei verändern sich auch die Begründungsmuster: Wurde noch im Kosovokrieg die Bezeichnung ›humanitäre Aktion‹ von linker Seite als Verharmlosung und Verschleierung kritisiert, wird sie nun auch von konservativer Seite – mit gegenteiliger Intention – abgelehnt: Humanitäre Begründungen dienen lediglich der ›Versüßung‹ militärischer Einsätze für jene, die die Notwendigkeit einer wehrhaften Nation in Zeiten des Terrorismus noch nicht erkannt hätten.⁵⁹ Legitimatorische Bezüge auf Menschen- oder Frauenrechte werden als ›weichlich‹ und nicht mehr zeitgemäß zurückgewiesen. Das Profil des »multikulturellen Sozialarbei-

ters«,⁶⁰ der auch über weiblich konnotierte *soft skills* verfügt, wird nach dem 11. September zunehmend um die Facetten des Kämpfers und Beschützers erweitert. Es kommt zu einer deutlichen Maskulinisierung des Soldatenbildes und der deutschen Außenpolitik.

In beiden untersuchten Fällen verschwinden Soldatinnen nahezu völlig aus der Berichterstattung oder werden ausschließlich im Bereich von Hege und Pflege verortet. Kämpfende Frauen sind offenbar weiterhin nur als Ausnahme intelligibel. Daran hat auch die Öffnung der Bundeswehr für Frauen nichts geändert. Der Wandel des Soldaten von einem traditionellen zu einem ›postmodernen‹ impliziert dennoch eine Durchlässigkeit der Geschlechtergrenzen: Die Soldatin steht vor dem Schritt in die Normalität, sie ist eine akzeptierte Ausnahme. Auch hier ist der Kontext bedeutsam: So korreliert eine ›pazifistische‹ Neudefinition militärischer Aufgabenfelder mit einer Aufwertung des Weiblichen und einem verstärkten Interesse an der Einbeziehung von Frauen. Die defensiv-weicher formulierten militärischen Einsatzformen innerhalb so genannter ›humanitärer Einsätze‹ oder ›Frieden schaffender Missionen‹ sind auf der symbolischen Gender-Ebene weniger ›männlich-militärisch-kämpferisch‹ als vielmehr ›weiblich-defensiv-friedfertig‹ codiert. Diese Militärfunktionen sind ideologisch kompatibel mit dem Konstrukt ›Weiblichkeit‹ sowie den zugeschriebenen ›weiblichen‹ Qualitäten.⁶¹

Eine vermeintlich potenzierte Weltbedrohungslage und veränderte Sicherheitsvorstellungen hingegen benötigen jenen vorschnell zum alten Eisen gerechneten Kämpfer. Der eilig ausgerufene »Krieg gegen den Terror« und der Krieg gegen Afghanistan als dessen erste Konkretisierung können als Remaskulinisierungs-Strategien interpretiert werden, als Reaktion auf die starke Viktimisierung (und Feminisierung), die die Anschläge ausgelöst haben. So lässt sich abschließend konstatieren, dass das Bild des Soldaten von permanenten diskursiven Aushandlungsprozessen begleitet wird, in denen immer auch bestimmte Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit zum Tragen kommen. Welche Eigenschaften jeweils positiv hervorgehoben werden, ist nicht nur abhängig von der jeweiligen gesellschaftlichen Geschlechterordnung, sondern auch – oder noch viel mehr – von den veränderten Vorstellungen von Krieg und seiner notwendigen Legitimierung.

- 1 Vgl. exemplarisch Cilja Harders / Bettina Roß (Hg.): Geschlechterverhältnisse in Krieg und Frieden. Perspektiven der feministischen Analyse internationaler Beziehungen. Opladen 2002 – Christine Eifler / Ruth Seifert (Hg.): Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis. Münster 1999 – Julia Neissl / Kirsten Eckstein / Silvia Arzt / Elisabeth Anker (Hg.): Männerkrieg und Frauenfrieden. Geschlechterdimensionen in kriegerischen Konflikten. Wien 2003.
- 2 Diesem Artikel liegen zwei größere Forschungsprojekte zugrunde, in denen wir getrennt voneinander Geschlechterkonstruktionen im Kosovokrieg (T.B.) und Afghanistankrieg (A.N.) aus diskursanalytischer Perspektive untersuchen. Das Material bilden jeweils deutsche Printmedien des Mainstreams wie die Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ), DER SPIEGEL, Frankfurter Rundschau (FR), BILD, Focus und Westdeutsche Allgemeine Zeitung (WAZ). Für diesen Artikel wurden die Zeiträume 24. März 1999 bis 10. Juni 1999 und 12. September 2001 bis 31. Dezember 2001 untersucht.
- 3 Michael Schwab-Trapp: Kampf dem Terror. Vom Anschlag auf das World Trade Center bis zum Beginn des Irakkrieges. Köln 2007, S. 13.
- 4 Vgl. Sylvia Schießer: Gender, Medien und Militär: Zur Konstruktion weiblicher Stereotype in der Darstellung von Soldatinnen in den Printmedien der Bundeswehr. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 61/2002, S. 47–60; ferner Jörg Keller: Soldat und Soldatin – Die Konstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit am Beispiel von Printmedien der Bundeswehr. In: Jens-Rainer Ahrens / Maja Apelt / Christiane Bender (Hg.): Frauen im Militär. Empirische Befunde und Perspektiven zur Integration von Frauen in die Streitkräfte. Wiesbaden 2005, S. 79-107.
- 5 Vgl. Michael Schwab-Trapp: Kriegsdiskurse. Die politische Kultur des Krieges im Wandel 1991-1999. Opladen 2002, S. 315-326, sowie Tjark Kunstreich: Ein deutscher Krieg. Über die Befreiung der Deutschen von Auschwitz. Freiburg 1999.
- 6 FAZ, Ausg. v. 9. April 1999, S. 1.
- 7 WAZ, Ausg. v. 16. April 1999.
- 8 BILD, Ausg. v. 25. April 1999, S. 2.
- 9 Frank J. Barrett: Die Konstruktion hegemonialer Männlichkeit in Organisationen: Das Beispiel der US-Marine. In: Christine Eifler / Ruth Seifert (Hg.): Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnisse. Münster 1999, S. 71-91, hier S. 81 f.
- 10 WAZ, Ausg. v. 14. April 1999, S. 7.
- 11 WAZ, Ausg. v. 15. April 1999, S. 5.
- 12 FAZ, Ausg. v. 24. März 1999, S. 1.
- 13 BILD, Ausg. v. 24. März 1999, S. 2.
- 14 FAZ, Ausg. v. 13. April 1999, S. 3.
- 15 FR, Ausg. v. 1. April 1999, S. 3.
- 16 Cynthia Enloe: »WomenandChildren«: Making Feminist Sense of the Persian Gulf Crisis. In: The Village Voice, 25. September 1990.
- 17 U.a. FR, Ausg. v. 24. April 1999, S. 3; WAZ, Ausg. v. 4. Mai 1999, S. 5; vgl. dazu auch die Analyse von Andrea Kirchner / Sebastian Kreischner / Ina Ruth: Bilder, die zum Handeln auffordern. In: Margarete Jäger / Siegfried Jäger (Hg.): Medien im Krieg. Duisburg 2002, S. 29-71.
- 18 Heike Kleffner: Zivildienst in Flecktarn. In: Jungle World, Ausg. v. 14. April 1999.
- 19 WAZ, Ausg. v. 4. Mai 1999.
- 20 Vgl. dazu die Untersuchung von Printmedien der Bundeswehr von Schießer (Anm. 4)
- 21 WAZ, Ausg. v. 4. Mai 1999.
- 22 Vgl. Gabriele Mordt: Das Geschlechterarrangement in der klassischen Sicherheitspolitik. In: Cilja Harders / Bettina Roß (Anm. 1), S. 61-78.
- 23 FR, Ausg. v. 27. März 1999, S. 6.
- 24 BILD, Ausg. v. 31. März 1999, S. 2.
- 25 BILD, Ausg. v. 7. April 1999, S. 5.
- 26 BILD, Ausg. v. 7. März 1999, S. 3.
- 27 DER SPIEGEL, Ausg. 39 / 2001, S. 92.
- 28 FAZ, Ausg. v. 7. Nov. 2001, S. 3.
- 29 FAZ, Ausg. v. 27. Sept. 2001, S. 6, sowie FAZ, Ausg. v. 27. Sept. 2001, S. 1.
- 30 FAZ, Ausg. v. 2. Okt. 2001, S. 1.
- 31 DER SPIEGEL, Ausg. 38 / 2001, S. 35.

- 32 DER SPIEGEL (Anm. 27), S. 92.
- 33 Ebd., S. 42.
- 34 Die Darstellung des Feindes als (potentieller) Vergewaltiger und Mörder von ›Frauenund-Kindern‹ ist ein bekanntes Motiv der Feindbildkonstruktion; vgl. Silke Wenk: Imperiale Inszenierungen? Visuelle Politik und Irak-Krieg. In: Sabine Jaberg / Peter Schlotter (Hg.): Imperiale Weltordnung – Trend des 21. Jahrhunderts? Baden-Baden 2005, S. 63-93.
- 35 DER SPIEGEL (Anm. 27), S. 42.
- 36 FAZ, Ausg. v. 19. Sept. 2001, S. 6, sowie DER SPIEGEL, Ausg. 46 / 2001, S. 45.
- 37 DER SPIEGEL (Anm. 27), S. 44.
- 38 Ebd.
- 39 FAZ, Ausg. v. 19. Sept. 2001, S. 3.
- 40 DER SPIEGEL (Anm. 36), S. 42.
- 41 Ebd., S. 45, sowie DER SPIEGEL, Ausg. 51 / 2001, S. 6.
- 42 DER SPIEGEL (Anm. 27), S. 44.
- 43 Ebd., S. 46.
- 44 Ebd.
- 45 Ebd.
- 46 FAZ, Ausg. v. 22. Nov. 2001, S. 6.
- 47 DER SPIEGEL, Ausg. 49 / 2001, S. 172.
- 48 DER SPIEGEL (Anm. 27), S. 46.
- 49 DER SPIEGEL (Anm. 36), S. 45.
- 50 DER SPIEGEL, Ausg. 51 / 2001, S. 23 f.
- 51 Formulierungen wie Friedensstifter, Bundeswehr-Friedensdienst, Friedenstruppe, Friedenseinsatz, Bundeswehr-Engagement oder Schutztruppe sind nur einige Beispiele.
- 52 Vgl. dazu auch Susanne Kassel: Krieg im Namen der Frauenrechte? Der Beitrag der Medien zur Konstruktion einer Legitimationsfigur. In: Christine Schweitzer / Björn Aust / Peter Schlotter (Hg.): Demokratien im Krieg. Baden-Baden 2004, S. 161-179.
- 53 Das immergleiche Fotomotiv verweist auf den Konstruktionscharakter und die Oberflächlichkeit der Darstellung. Die Bilder erfüllen vielmehr eine symbolische, legitimatorische Funktion. Bereits wenige Wochen nach dem Krieg waren die afghanischen Frauen dann auch sogleich wieder aus den Medien verschwunden.
- 54 DER SPIEGEL, Ausg. 47 / 2001, S. 137.
- 55 DER SPIEGEL (Anm. 36), S. 45.
- 56 Ebd., S. 42.
- 57 z.B. DER SPIEGEL, Ausg. 18 / 2001, S. 69.
- 58 z.B. DER SPIEGEL (Anm. 36), S. 46.
- 59 FAZ, Ausg. v. 8. Okt. 2001, S. 1.
- 60 FAZ, Ausg. v. 4. Aug. 2001, S. 6.
- 61 Schießser (Anm. 4), S. 60.